

Sina Trinkwalder

HEIMAT

muss man selber

machen

Wie wir gemeinsam eine
lebenswerte Gesellschaft schaffen

dtv

Erste zu sein. Den Nutzen für die Allgemeinheit missbrauchen wir allenfalls für die eigene Reklame. Eine Nachricht beispielsweise, die für großes Aufsehen in den Medien sorgte und zugleich die Hoffnung von Millionen Frauen nährte, lief in jüngster Vergangenheit über alle Kanäle. Die Entdeckung und Entwicklung der beiden Professoren Sohn und Schott des Heidelberger Universitätsklinikums wurde sogar als »Weltsensation« gefeiert. Es handelte sich um einen Brustkrebs-Bluttest. Die Uniklinik selbst kündigte diese bahnbrechende Erfindung als »Meilenstein« in der Krebsvorsorge und -erkennung an. Mithilfe weniger Blutstropfen sollte dieser Test einen klaren Befund ergeben. Skeptische Zwischenrufe von medizinischen Fachkollegen, die die Marktreife anzweifelte, wurden kurzerhand als neidvolle Begleiterscheinung abgetan. Erst als die *Süddeutsche Zeitung* ein internes Papier der Klinik zitierte, aus dem hervorging, dass der Bluttest gar nicht existieren würde, wurde aus dem Meilenstein eine Misere. Hinter der gesamten inszenierten Show stand nicht mehr als eine gut geplante PR-Aktion für die beiden Forschenden wie das Forschungsinstitut. Die große Empörung hingegen blieb aus. Zum einen, da in der schnelllebigen Zeit eine Schlagzeile die nächste in atemberaubender Geschwindigkeit ablöst und die Wirkung einer Sensationsmeldung schnell verpuffen lässt. Zum anderen, weil wir, geht es um Fakenews und verfälschte Fakten, mittlerweile ziemlich abgestumpft sind. Jahrelange Manipulationen der Automobilbranche etwa gehen am Konsumenten nicht wirkungslos vorbei.

Die gesamte Wirtschaft bedient sich zunehmend unlauterer Mittel, um im verdrängenden Wettbewerb dem Mitbewerber den letzten Krümel des Kuchens abzuluchsen. Ihr gesamtes Handeln unterliegt dem Profit. Sie dient keiner Gesellschaft, sie bedient Zielgruppen. Und dennoch benötigen auch die erfolgreichen Akteure der Ökonomie, ebenso wie die Koryphäen der Wissenschaft, das Gerüst einer Gesellschaft. Ohne gesellschaftliche Struktur nämlich wäre jegliche Bemühung eines Einzelnen, erfolgreich zu sein, vergeblich. Wer sollte denn den schicken Sportflitzer und die neue Uhr am Handgelenk oder andere Statussymbole einer Meritokratie bewundern, wenn nicht *die* Gesellschaft? Die verkommt dadurch aber zum bloßen Publikum, zu einer Art Elite-Kompass.

Mich stimmte diese Erkenntnis sehr nachdenklich. Ist die Kernaufgabe einer Gesellschaft nur mehr da für das Sehen und Gesehenwerden, dient sie ausschließlich der Erfolgsverortung einzelner Individuen, hätte der unkontrollierte, neoliberale Kapitalismus ganze Arbeit geleistet. Was einst grundlegender Sinn und Zweck einer Gemeinschaft gewesen war, droht in Vergessenheit zu geraten. Wir stehen nicht mehr füreinander ein. Wir helfen erst, wenn wir uns insgeheim ausmalen, was wir als Kind noch aussprachen: »Was krieg ich denn dafür?«. Das ist völlig normal, wächst man in

dieser Welt, umgeben von Idioten, auf. Aber: Können wir uns in einer solchen Welt wohlfühlen? Kann das Heimat werden?

»Mama, du denkst völlig falsch«, sagte mein Sohn zu mir, als ich ihm erzählte, was mir eine lange Zeit durch den Kopf ging, und er nicht abließ, mich mit Fragen zu löchern, bis ich ihm meine Gedanken anvertraute.

»Klar braucht man Leute um einen herum, die die coolen Sneakers bewundern. Manche sind so hässlich, die würde man sich doch nicht freiwillig kaufen. Aber die Leute mit Kohle kaufen die und zeigen der Welt dann: Ey, guckt: Ich hab 650 Euro für hässliche Schlappen hingelegt, ich bin cool!«

Während er sprach, zückte er sein Handy und zeigte mir den It-Schuh, der aktuell höchstes Ansehen genoss. Eine ernsthaft unschöne Stricksocke mit auffällig bedruckter Gummisohle einer italienischen Edelmarke.

»Das ist doch ein dummes Spiel. Unfassbar albernes Angeben. Insofern stimmt es schon, dass heute Gesellschaft genutzt wird, um zu posen. Du musst aber mal in die Zukunft schauen, da sieht man, dass wir Gesellschaft brauchen. Erinnerst du dich, als ich immer so Angst vor dem Gewitter hatte?«

Ich nickte.

»Du hast dich zu mir gesetzt und mir erzählt, Petrus räumt die Möbel um, und weil der ein Tollpatsch sei, rumpelt es immer.«

»Da warst du vielleicht drei, vier Jahre alt und kannst dich noch erinnern?«, unterbrach ich ihn.

»Ja!«, sagte er. »Heute macht mir ein Gewitter nichts mehr aus, weil ich keine Angst mehr habe. Wenn du glaubst, man braucht Gesellschaft nur, um zu zeigen, was man hat, ist das nur die halbe Wahrheit. Ich meine, wen interessiert es, wenn heute einer sagt, er kauft sich in den nächsten Wochen fette neue Sneakers? Niemanden. Wenn du mir aber heute sagst, ich muss keine Angst vor etwas haben, dann weiß ich, dass ich in ein paar Wochen oder Monaten, wann eben passiert, worüber wir sprachen, mich nicht fürchten muss.«

Sagte es, schnappte sich seine Sporttasche und brach zu seinem Training auf. An der Tür hielt er für einen kurzen Moment inne und rief mir zu, ich solle doch meine Ladys und Gentlemen, meine Kolleg*innen bei *manomama*, den Satz vollenden lassen. Die Haustür fiel ins Schloss, Ruhe kehrte ein, und ich saß baff da. Für das Gespräch mit meinem Sohn war ich mehr als dankbar. Er gab mir auf seine Art eine Antwort. Ja, selbst der moderne Mensch, der alles hat und alles erreichen kann, braucht Gesellschaft nicht nur, um sich in den anderen zu spiegeln. Wir benötigen einander, um uns Hilfestellung zu leisten. Wenngleich solche Unterstützung nicht mehr in archaischer Form vonnöten ist, ist sie nach wie vor notwendig.

Die Welt von heute ändert sich schneller denn je. In einem Tempo, das vielen Menschen zunehmend Schwierigkeiten bereitet, mitzuhalten. Der Wandel bringt beängstigende Entwicklungen mit sich, etwa die Bedrohung der Erwerbsarbeitsplätze durch die rasant fortschreitende Digitalisierung, Robotisierung und Automatisierung, oder aber die mittlerweile spürbare Klimakrise durch das nach wie vor ungebremste Schädigen unseres Lebensraums. All diese Veränderungen betreffen und gefährden unmittelbar unseren individuellen Stand, unseren gesellschaftlichen Habitus. Weil wir aber den eigentlichen Sinn und Zweck einer Gemeinschaft seit Jahrzehnten nicht mehr erfüllen und darüber hinaus beinahe vergessen haben, wofür wir einander brauchen, weshalb es Gemeinschaft braucht, versuchen wir mit aller Kraft, das zu verteidigen, was wir kennen: das Poserbarometer und unsere Position darauf. Jeder für sich. Ohne Rücksicht auf die anderen. Sind eh alles Idioten. Diese Strategie erfordert einen enormen Kraftaufwand, liefert aber kaum Ergebnisse. Es ist, als würden wir einzeln gegen Windmühlen kämpfen.

Nun gibt es aber immer mehr Menschen, die ihre Arme sinken lassen und kraftlos aufgeben. Wir nennen sie die Abgehängten. Obgleich der Sozialstaat existiert und aufgrund der enormen Zahl offener Stellen in Handwerk und Dienstleistung die Chancen auf einen Job durchweg aussichtsreich sind, fühlen sie sich von Politik wie Wirtschaft allein gelassen. Dazu kommt das eigene Unvermögen, mit dem immer schneller fortschreitenden zivilisatorischen Wandel und dessen mannigfaltigen Facetten umzugehen. So ist es nicht verwunderlich, wenn Menschen mit dem Blick nach vorne, der für sie persönlich nichts Gutes beinhaltet, den Rückwärtsgang einlegen. Sie tauschen ihren Mut und die Neugier auf Kommendes gegen die trügerische Sicherheit von Altbekanntem. Dass früher nicht alles besser war, hat sich mittlerweile zwar herumgesprochen. Aber damals war angeblich noch alles in Ordnung. Dass viele der Abgehängten einer Zeit nacheifern, die sie, wenn überhaupt, nur vom Hörensagen kennen und die dabei retrospektiv zumeist verklärt wird, tut dabei nichts zur Sache. Voller Überzeugung stehen sie für ein Weltbild ein, in welchem, so der feste Glaube, sie garantiert eine bessere Position einnehmen. In der Vergangenheit finden sie Struktur, die ihnen vertraut scheint und Halt verspricht.

Im Gestern bilden jene eine neue Gemeinschaft und nennen es Heimat, die im Heute ihren Platz und ihren bescheidenen Wohlstand gefährdet sehen. Wirft man einen kurzen Blick auf die Landtagswahlergebnisse in jüngster Zeit, etwa in Thüringen, wird diese These bestätigt. Es waren nicht die Älteren, die das Kompetenzzentrum für Rückwärtsgewandtheit, den rechtskonservativen Haufen um den Faschisten Bernd Höcke gewählt haben. Die Wählergruppe über 60 Jahren entschied sich als einzige Gruppierung gegen die Erstplatzierung der AfD. Der Grund ist ein einfacher: Ihre persönliche Zukunft

ist schlichtweg kürzer. Da ist die Angst kleiner. In allen anderen Wählergruppen wurde am häufigsten AfD gewählt. Die Empörung war groß, die Fassungslosigkeit unendlich, das Geschrei nach noch mehr Bildung und Verständnis laut. Bildung und Verständnis allein nehmen der Angst jedoch nicht ihre Wirkung.

Die Aufgabe einer Wohlstandsgesellschaft ist also dieselbe, die auch eine kleine Gemeinschaft vor vielen tausend Jahren hatte: einander Hilfe zu leisten, sich Orientierung und Halt zu geben und Angst zu nehmen. Weil wir uns aber nurmehr um unser eigenes Wohl kümmern und unsere Existenzsicherung dank Ökonomisierung und technischem Fortschritt keine sozialen Interaktionen mehr fordert, haben wir solches Miteinander vergessen und verlernt. Und weil wir immer weniger kooperieren, scheint sich auch das Bild verändert zu haben, das wir uns von unseren Mitmenschen machen. Die Welt ist voller Idioten und Arschlöcher. Und denen ist bekanntlich nicht zu helfen.

Um unserer Gesellschaft wieder den Sinn und Zweck zu verleihen, der ihr ursprünglich zgedacht war, müssten wir also bereit sein, neu zu denken. Vor allem hätten wir unsere Einstellung und Beurteilung unserer Mitmenschen zu überdenken. Wenn es uns aber schon so schwerfällt, äußere Veränderungen anzunehmen, wie soll uns dann ein innerer Sinneswandel gelingen? Dabei auf eine Bewegung zu hoffen, die aus der sogenannten Mitte unserer Gemeinschaft entspringt, ist heute wohl aussichtslos. Diese »Mitte«, die sich einst beispielsweise in einer Volkspartei wiedergefunden hat, ist, wie die Parteien selbst, längst angezählt. Sie ist in immer mehr kleine Gruppen zerfallen, die sich nur noch in wenigen Punkten überschneiden.

Am Beispiel des Klimaschutzes lässt sich das Phänomen schön illustrieren. Vor Jahrzehnten schon war der Klimaschutz, speziell das Waldsterben, ein Thema, das Zehntausende auf die Straßen brachte. Erzkonservative Trachtenvereinsmitglieder demonstrierten zusammen mit linksalternativen Ökojüngern. Gemeinsam wurde unter dem Motto »Erst stirbt der Wald, dann stirbt der Mensch« gekämpft. In sehr kurzer Zeit entschied sich die EU wie auch die deutsche Politik, übrigens in Form einer schwarz-gelben Bundesregierung und gegen den vehementen Einwand der Stromversorger, für einschneidende, zugleich wirkungsvolle Maßnahmen: Kohlekraftwerksbetreiber mussten kostenintensive Filteranlagen zur Rauchgasentschwefelung nachrüsten, der Wald selbst wurde mit tonnenweise Kalk entsäuert, während die EU die Katalysatorenpflicht für Kraftfahrzeuge und Luftreinhaltepläne verabschiedete. Das Ergebnis: Der Wald starb nicht.

Heute stehen wir erneut vor einer enormen Herausforderung: die Klimakrise. Was aber geschieht? Lange Zeit haben wir es geradezu ausgesessen und sind in Stillstand verharret, bis eine Sechzehnjährige all ihren Mut zusammennahm und begann, die Schule zu schwänzen. Innerhalb eines Jahres wurde eine globale Bewegung – Fridays for Future –

daraus, die Hunderttausende Kinder auf der gesamten Welt auf die Straße zog. Ihnen schlossen sich einige Eltern an, es kamen Wissenschaftler hinzu und Unternehmer. Man könnte sagen, die Chancen-Menschen sind aufgestanden, um für den Klimaschutz einzutreten. Der Rest jedoch ist nicht, wie einst beim Waldsterben, dafür oder dagegen. Heute ist man dafür und verhält sich dagegen. Wir alle wissen, und geben dies auch von uns, wenn wir gefragt werden, dass der Individualverkehr schlecht fürs Klima ist. Gleichzeitig wuchsen 2018 die Zulassungen von SUV (+20,8%) und Wohnmobilen (+15,5%) am stärksten. Die Fleischproduktion ist ebenfalls sehr klimaschädlich. Deshalb ernähren sich immer mehr Menschen vegan. Belohnt wird die eigene Haltung mit einer Kreuzfahrt, speziell für Veganer. Mit alten Diesel-Autos durch die eh schon überfüllten Innenstädte zu fahren, löst regelmäßig Feinstaubalarm aus. Doch statt umzusatteln auf öffentliche Verkehrsmittel und das umweltfreundliche Rad, fahren wir mit derselben Dreckschleuder einfach um die gesperrten Straßen herum. Es klingt nach blankem Irrsinn, ist aber nichts anderes als die Unfähigkeit, uns aus eigener Kraft zu ändern. Diese Unfähigkeit paart sich mit dem Selbstverständnis der individuellen, grenzenlosen Möglichkeiten. Weil wir es können, ist das Leitmotiv. Ein schönes Beispiel ist das Tempolimit. Nichts wird heißer in unserer Gesellschaft diskutiert. Während in allen anderen europäischen Ländern längst Geschwindigkeitsbeschränkungen herrschen, treibt es uns den kalten Schweiß auf die Stirn, als hinge unsere Freiheit davon ab. Deren Grad messen wir offenbar in Kilometer pro Stunde. Und daran wird sich so schnell nichts ändern.

Auch seitens der Politik müssen wir nicht fürchten, unser Verhalten gesetzlich eingedämmt zu bekommen. Derart konsequent, selbst gegen Lobbyisten und Stromkonzerne, zu handeln wie die Regierung zu Beginn der 1980er-Jahre, ist nicht absehbar. Man kuschelt lieber mit der Autobranche, als ihr aufzuerlegen, ihre Fehler und Mauscheleien zu beheben. Schließlich braucht ein Politiker einen Posten nach dem Mandat. Man entscheidet sich lieber für den Erhalt von wenigen Tausend Braunkohlearbeitsplätzen und baut dafür still und leise 89 000 Stellen in der Windenergie ab. Schließlich möchte man die letzten Wähler, die Kumpel der Sozialdemokratie, nicht auch noch vergrätzen. Man beschließt eine CO₂-Abgabe, die niedriger ist, als die Wirtschaft einfordert. Schließlich will man etwas erledigt haben, dabei aber nichts tun.

Diese Art der Politik geht schon viel zu lange. Diejenigen, die noch verdrossen waren, sind mittlerweile frustriert. Manche versuchen, zumindest im kleinen, privaten Rahmen, etwas zu ändern. Denn: A bisserl was geht immer. Die einen beginnen, ihren täglichen Lebensmitteleinkauf nurmehr biologisch und regional zu gestalten, die anderen verzichten auf Fleisch oder aufs Auto. Dritte wiederum verbannen Plastik aus ihrem persönlichen Umfeld, und wieder andere verzichten aufs Fliegen. Die Liste solcher